

Günter de Bruyn

**Altersbetrachtungen
über den alten Fontane**

Festvortrag
anlässlich der Verleihung
der Ehrendoktorwürde

Begrüßung
Prof. Dr. Dr. h.c. Richard Schröder
Vizepräsident der Humboldt-Universität

Prof. Dr. Helmut Pfeiffer
Dekan der Philosophischen Fakultät II

Laudatio
PD Dr. Roland Berbig
Institut für deutsche Literatur

4. November 1998

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II

Herausgeber:
Der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin
Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Meyer

Copyright: Alle Rechte liegen beim Verfasser

Redaktion:
Gudrun Kramer
Forschungsabteilung der Humboldt-Universität
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Herstellung:
Linie DREI, Agentur für Satz und Grafik
Wühlischstr. 33
10245 Berlin

Heft 96

Redaktionsschluß: 17. 02. 1999

Begrüßung

Sehr verehrter Herr de Bruyn,
liebe Kollegen und Kommilitonen beiderlei Geschlechts,
liebe Gäste,

namens der Humboldt-Universität und in Vertretung des Präsidenten, Herrn Prof. Meyer, begrüße ich Sie herzlich zur Ehrenpromotion von Herrn de Bruyn. Daß ich hier stehe, ist für mich ein Vergnügen, daß Herr Meyer hier nicht stehen kann, ist für ihn kein Vergnügen. Er hat nämlich einen Hexenschuß. Er läßt Sie herzlich grüßen.

Es ist ja eine interessante Frage, wer vor allem durch eine Ehrenpromotion geehrt wird. Sie, Herr de Bruyn, sind für Ihr literarisches Werk schon mehrfach geehrt worden – Heinrich-Mann-Preis, Lion-Feuchtwanger-Preis, Heinrich-Böll-Preis. Daß nun auch die Humboldt-Universität Sie ehrt, geschieht nicht ganz uneigennützig. Eine Universität schmückt auch sich selbst mit ihren Ehrendoktoren. Wir wollen Sie nicht ohne Eigennutz bei uns ehrenhalber einbürgern, damit etwas von Ihrem Glanz auf uns zurückstrahlt. Aber damit das ja nicht falsch verstanden wird, es ist kein fremdes Licht in falschen Farben, das wir da auf uns zurückstrahlen lassen möchten, als wollten die Wissenschaftler sich auch mal mit einem Schriftsteller schmücken, damit wir nicht als Kulturbanausen gelten. Nein, Sie bringen auch die Voraussetzungen für das akademische Bürgerrecht mit, Voraussetzungen, die mit Schweiß verbunden waren. Sie sind nicht nur Schriftsteller, der die Literatur vergrößert, der Werke verfaßt, sondern auch Germanist, der sich um die Literatur, die er nicht selbst verfaßt hat, kümmert und verdient gemacht hat.

1976 haben Sie die Reihe „Märkischer Dichtergarten“ ins Leben gerufen. Wie manches Gute in der Welt ist auch dieses Projekt aus der Not geboren worden. Nach Ihrem Protest gegen die Ausbür-

gerung Wolf Biermanns mußten Sie für sich Publikationsschwierigkeiten erwarten, also sollte, wie Sie in Ihrem Buch „Vierzig Jahre“ selbst schreiben, diese Herausgeberschaft „das lebensnotwendige Kleingeld besorgen“. Seit 1970 publizieren Sie über Theodor Fontane, der ja 1895 ebenfalls die Ehrendoktorwürde dieser Universität erhielt. Ihre Verdienste um und Ihre Liebe zu Theodor Fontane machen nun den Dreiklang perfekt, daß wir nämlich durch die Ehrenpromotion nicht nur Sie und nicht nur uns, sondern auch noch Theodor Fontane in seinem 100. Todesjahr ehren, mit Ihrer tatkräftigen Unterstützung, denn Sie werden heute über Theodor Fontane zu uns sprechen.

Lieber Herr de Bruyn, ich habe Sie nur zu begrüßen und von Amts wegen hier nicht zu würdigen. Ich müßte mir aber Gewalt antun, wenn ich nicht dies wenigstens sagte:

Es gibt Schriftsteller, deren Erfolg mit der DDR zu Recht zu Ende war. Sie selbst haben bereits 1972 in der Erzählung „Preisverleihung“ einen solchen Autor geschildert. Die Erzählung spielt übrigens an dieser Universität und schildert, wie da einer wider besseres Wissen einen solchen Pseudoliteraten hochlobt.

Es gibt Schriftsteller, die, zu DDR-Zeit vom kritischen Publikum hochgeschätzt, dennoch mit dem Ende der DDR ihre Stimme verloren haben und bei denen wir das sehr bedauern.

Sie, Herr de Bruyn, haben zu DDR-Zeiten Ihre Lesergemeinde gehabt in beiden Teilen Deutschlands, und Sie haben sie noch immer – nicht weil Sie sich Themen wählen, denen die Zeitläufe nichts anhaben können, sondern weil Sie sagen, was der Fall ist, unaufgeregt, auch selbstkritisch, d.h. fern von jeder Heroisierung, wie sie manche sich nach dem Ende der DDR gern zu schreiben, die hier und dort Ärger mit der SED hatten. Sie hatten den auch gelegentlich. Aber Sie schlachten das nicht aus, weil Sie das nicht nötig haben. Sie sind ein sensibler Begleiter und Kommentator der deutschen Einigung. Sie haben sie begrüßt, Sie trauern der DDR nicht nach – und verfallen doch nicht in unkritische Euphorie.

Marcel Reich-Ranicki hat Sie so geschildert: „Aber ihm ist das laute Jubeln so fremd wie das zur Schau gestellte Trauern und alles Extreme. Er hat eine keineswegs unsympathische Schwäche für die gemäßigte Tonlage, er ist ein Wanderer, der die mittlere Höhe bevorzugt: Nicht den Alpen, könnte man sagen, gilt seine Liebe, sondern eher dem Harz. Was immer er erzählt, er tut es mit Gleichmut und Gelassenheit, ohne daß ihn je Gleichgültigkeit oder Gefühllosigkeit bedrohen würden.“

Danke, daß Sie sich von uns ehren lassen – das ehrt uns.

Prof. Dr. Dr. h.c. Richard Schröder
Vizepräsident der Humboldt

Sehr geehrter Herr Präsident,
meine Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
Kommilitoninnen und Kommilitonen,
sehr verehrter Herr de Bruyn,

im zweiten Band der Autobiographie des Berliner Schriftstellers Günter de Bruyn, der 1996 mit dem Titel *Vierzig Jahre* erschien, findet sich eine Episode, die das prekäre und spannungsgeladene Verhältnis, in dem sich die Literatur und die sich ihr widmende Wissenschaft befinden, schlaglichtartig beleuchtet. Das einschlägige Kapitel trägt den, wie sich im Verlauf der Erzählung zeigt, durchaus ironischen Titel *Bayreuther Festspiele*. Es handelt von einer Reise nach Franken, die der Autor im Jahre 1975 unternimmt, um in Bayreuth an den Veranstaltungen zum 150. Todestag Jean Pauls teilzunehmen: „Im traurigen Monat November war’s, die Tage wurden trüber, der Wind riß von den Bäumen das Laub.“ Die Festspiele, von denen hier die Rede ist, betreffen also nicht Richard Wagner, sondern den Autor Jean Paul, der nun allerdings im kulturellen Bewußtsein der Stadt auch deshalb eine Rolle spielt, weil man seine Vorhersage eines künftigen sprach- und musikmächtigen Genies fälschlicherweise auf Richard Wagner und nicht auf den wohl gemeinten E.T.A. Hoffmann bezieht. Ein Mißverständnis also bereits hier, ein politisches Mißverständnis im ersten Teil des Kapitels, das von de Bruyns Konflikt mit Wolfgang Harich handelt, der aus Jean Paul einen fortschrittlichen Philosophen und Revolutionär machen wollte, schwierige Verständigung auch im zweiten Teil des Kapitels, die Vorträge zeigen „nicht nur die Vielgestaltigkeit des gefeierten Dichters, sondern auch die von Professoreneitelkeit“. So kann das Resümee des Gastes kaum enthusiastisch ausfallen: „Und da meine Hochachtung der westlichen Währung der der Literaturwissenschaft nur

wenig nachstand, war die Verpflichtung, dem Vortrag Goldwert geben zu müssen, genau so bedrückend wie die Vorstellung, als Mann aus dem Osten und als Nichtstudierter (der nicht einmal ein richtiges Abitur gemacht hatte) im Kreis der promovierten und habilitierten Jean-Paul-Spezialisten ein Fremdling zu sein.“ Die Debatten sind im Gefolge der 68er Jahre von „amusisch-politischen Beweisführungen“ geprägt, gegen die sich allerdings der Widerspruch jener regt, die an der Literatur das Literarische, das Ästhetische schätzen. Unter diesen Bedingungen kann der Vortrag, mit dem der Autor durch das geteilte Land reist, nur im wörtlichen wie im übertragenen Sinne als „Konterbande“ erscheinen, als Konterbande des Individuellen wie des Ästhetischen, als eine Sprache, die sich gegen die Sprache der Macht stellt und sich der Vereinnahmung durch die Sprachen der Disziplin, der Literaturwissenschaft, sperrt.

Die Philosophische Fakultät II der Humboldt-Universität, die sich freut, Sie heute mit der Ehrenpromotion auszeichnen zu dürfen, ist eine junge Fakultät. Mehr noch: Die heutige Festveranstaltung ist ihre erste Ehrenpromotion. Die Gründung der Fakultät datiert aus dem Jahre 1994, und daß es sie überhaupt gibt, hat mehr mit der – gelegentlich orientierungslos entfesselten – Dynamik universitärer Strukturplanung und -reform zu tun als mit der fraglosen Affinität von Gegenständen und Disziplinen. Die rezente Etablierung der Philosophischen Fakultät II gehört in die lange Geschichte der Auflösung der traditionsreichen Philosophischen Fakultät, aber zugleich bereits in die Geschichte der Reaktion auf diese Auflösung. Die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin verfügte seit ihrer Gründung über die klassischen vier Fakultäten, die theologische, juristische, medizinische und philosophische Fakultät der neuzeitlichen Universität, auch die naturwissenschaftlichen Fächer waren noch Teil der Philosophischen Fakultät, und es ist alles andere als übertrieben zu sagen, daß die Humboldt-Universität einen beträchtlichen Teil ihrer weltweiten Reputation dem Glanz und dem Ansehen eben dieser Fakultät verdankte. Die Geschichte ihrer schon angesichts der schieren Größe und der Heterogenität der Fächer nicht zu umgehenden Auflösung und Ersetzung durch überschaubarere, aber auch inhaltlich anders organisierte Einhei-

ten ist in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg (in der DDR vor allem seit 1967) eine Geschichte von Sektionen und Fachbereichen, ein Kapitel der deutschen Universitätsgeschichte, dem ich hier nicht nachgehen kann und will.

Die Gründung der Philosophischen Fakultät II kam also nicht als naheliegende Selbstverständlichkeit zustande, auch viele Beteiligte standen ihr skeptisch gegenüber. Sie verbindet – beschränkt auf den europäischen Kulturraum – Sprach- und Literaturwissenschaften, und gerade diese Bündelung ist in der gegenwärtigen Situation der geistes- oder kulturwissenschaftlichen Fächer keineswegs mehr unumstritten. Neue Fächerzuschnitte der Fakultäten standen zur Diskussion, und die an der Humboldt-Universität abgeschlossene Debatte wird anderswo nach wie vor geführt, nicht nur von innen heraus, sondern auch unter dem Zwang von außen auferlegter, sich mit den Titeln ‘Reform’ oder ‘Innovation’ schmückender Eingriffe. Ich freue mich, sagen zu können, daß nach diesen schwierigen Anfängen ein anderer Anfang auf große Zustimmung gestoßen ist, der nämlich, mit einer Ehrenpromotion für Günter de Bruyn ein Zeichen zu setzen, ein Zeichen für den Anspruch der Literaturwissenschaft, eine lebendige Verbindung zu ihrem Gegenstand zu pflegen. Die Literaturwissenschaft kann ihre genuine Rolle im Kontext der kulturwissenschaftlichen Disziplinen nur dann spielen, wenn sie mit der Literatur im Gespräch bleibt, und zwar nicht nur in metaphorischem, sondern auch in wörtlichem Sinne. Insofern hat die Beziehung, die Sie, Herr de Bruyn, mit dem Institut für deutsche Literatur aufgebaut haben, durchaus exemplarischen Charakter.

„Ich habe Romane, Erzählungen, Parodien, Essays und Biographien geschrieben“ – so faßt Günter de Bruyn in einer konzisen *Selbstvorstellung* vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung sein Lebenswerk lakonisch zusammen. Ein Leben, gewidmet dem geschriebenen Wort, dem literarischen Text, dem „Spinnen und Weben der Phantasie“, wie Conrad Ferdinand Meyer einmal über Gottfried Keller geäußert hat, aber auch dem forschenden Lesen und dem erzählenden Weiter- und Umschreiben der Literaturgeschichte. In einer Situation, in der sich die Identität

der Sprach- und Literaturwissenschaften manchmal zu verwischen scheint, wo Kulturwissenschaften und Medienwissenschaften jene höhere Generalisierungsleistung zu offerieren scheinen, die das Paradigma der Schrift und des Textes zur bloßen Episode der Mediengeschichte werden läßt, ist es nötig, an die unhintergehbare Zentralstellung der Literatur für unser Tun zu erinnern, die gerade auch dann nicht aus den Augen verloren werden sollte, wenn – wie im Falle unserer Fakultät – ein erheblicher Teil der Attraktivität eines Profils in Forschung und Lehre sich der Grenzüberschreitung über die Literatur hinaus verdankt.

Ehrenpromotionen hat es an der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität seit ihren Anfängen gegeben. Die Listen der ersten Geehrten – aus dem Jahre 1814 – zeigen einen gesunden und realistischen Sinn der Fakultät, allerdings weniger im Blick auf die von ihr vertretenen Fächer oder auf das Spektrum der Literatur und der Künste, sondern für die Konstellationen der politischen Macht: Fürst Blücher von Wahlstadt, Graf Neidhart von Gneisenau, Graf York von Wartenberg, Graf Tauentzien von Wittenberg und der Fürst von Hardenberg finden sich darunter, aber auch der von Günter de Bruyn gern zitierte Dichter Adalbert von Chamisso zählte, wie die Archivlisten ausweisen, zu den frühen Geehrten.

Immerhin ist es erst gut hundert Jahre her, daß die Philosophische Fakultät im Dekanatsjahr 1894/95 vor allem auf Betreiben des Literaturhistorikers und Germanisten Erich Schmidt einen Autor mit der Ehrenpromotion auszeichnete, dessen Œuvre auch im Zentrum des Festvortrags des heutigen Abends steht, gemeint ist natürlich Theodor Fontane. Die Abstimmung – auch das eine Parallele zum gegenwärtigen Verfahren – erfolgte einstimmig, zu den Unterzeichnern der Fakultätsliste gehören neben Naturwissenschaftlern wie Max Planck und Philosophen wie Wilhelm Dilthey, Historikern wie Theodor Mommsen auch Philologen wie der klassische Philologe Hermann Diels, der Romanist Adolf Tobler und der älteste Sohn Wilhelm Grimms, der Kunst- und Literaturgeschichtler Herman Grimm, auch der achtzigjährige Archäologe Ernst Curtius, Großvater von Ernst Robert Curtius, beteiligte sich noch an dem

Verfahren. Der (lateinische) Text der Urkunde zeichnet sich durch eine gleichsam barocke Üppigkeit aus, er geht auf einen Textvorschlag von Erich Schmidt und anderen zurück, in dem beantragt wird, „die philosophische Fakultät möge dem Schriftsteller Theodor Fontane in Berlin, einem der hervorragendsten Erzähler und Lyriker, in dem Erbgüter der französischen Colonie mit deutschen Gaben zu eigenthümlicher Demuth verschmolzen sind, der die Landschaften und historischen Erinnerungen der Mark als emsiger Forscher, treuer Patriot, freisinniger Maler dargestellt und altes wie neues Leben seiner Heimat in mannigfaltigen Dichtwerken gespiegelt, der einer stattlichen Reihe autobiographischer, auch den deutschen Dingen und der Literaturgeschichte Berlins gewidmeter Denkmäler neulich als fünfundsiebziger durch die Schilderung seiner Kinderzeit jugendfrischen Anfang und Abschluß gegeben hat, die Doktorwürde honoris causa verleihen.“ Fontane sollte sich übrigens in einem Brief bedanken, in dem er die maliziösen Worte fand, „(d)aß mir Gelegenheit wurde, frühere, wenn auch leider nur flüchtige gesellschaftliche Beziehungen in einer für mich so schmeichelhaften Veranlassung erneuert zu sehen, war mir noch eine besondere Freude.“

Die Worte der alten Urkunde, so könnte man meinen, laden dazu ein – neben ihrer unbestreitbaren deskriptiven Prägnanz –, mit kleinen Einschränkungen auch prophetisch gelesen zu werden, selbst Anteile französischer Herkunft soll es, falls, wie die autobiographische *Zwischenbilanz* von 1992 bemerkt, „an der Sage was dran war“, in der de Bruynschen Familie mütterlicherseits gegeben haben. Allerdings: an der allgemeinen Zeitbeschleunigung nehmen offenbar auch Ehrenpromotionen teil, Günter de Bruyn ist zu ihrem Zeitpunkt drei Jahre jünger als Fontane. Aber in der Schematik gegenwärtiger Urkundenpraxis schrumpft der Text notgedrungen auf die karge Auskunft, es gehe darum, Verdienste auf dem Gebiet der neueren deutschen Literatur durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde auszuzeichnen. Was die Urkunde verschweigt, weil es die Prosa der Verhältnisse und der Institution so will, muß aber doch – und ohne die Laudatio vorwegzunehmen – mit einigen Bemerkungen, die man paratextuelle Erläuterungen der Urkunde nennen mag, angedeutet werden.

Günter de Bruyn hat stets an einer durch die Mauer nicht aufgehobenen sprachlich-kulturellen Einheit der Nation festgehalten, und er konnte dieses Bewußtsein gerade auch deshalb haben, weil „er sich“, wie es einmal heißt, „als Bibliothekar und Schriftsteller, immer in ideologiegeladenen Bereichen“ bewegt hat. Das Vertrauen in eine geschichtliche Sprache, deren überlieferte Bedeutungen dem Zugriff sprachlicher Verfügung sich widersetzen, ist zugleich eine Form der Immunisierung gegen die Ideologisierung der Sprache, die die Anmaßung der Selbstermächtigung in sich trägt. Was andere an seinen Arbeiten gerühmt haben, die standhafte Verweigerung eines sprachlich auftrumpfenden Gestus, ist mir als der Niederschlag eines Sprachvertrauens erschienen, das sich von den Formen sprachlicher Terrainokkupation freihalten kann, weil es von dem Bewußtsein getragen ist, daß wir von der Sprache, die wir sprechen, immer auch gesprochen werden, und daß wir in sprachlichen Traditionen stehen, auf die wir bauen können.

Es gehört bekanntlich zu den Besonderheiten der germanistischen Literaturwissenschaft, daß sie sowohl mit der politischen Geschichte des Landes wie mit der Geschichte des Sprach- und Literaturraums eng verbunden ist, und daß beide nur teilweise identisch sind. Gerade weil Sprachraum und politische Nation in unruhigen Beziehungen von Identität und Nichtidentität existierten und existieren, eignet der Germanistik eine Gefährdung und Verführbarkeit, aber auch zugleich eine eminente Aufschlußfähigkeit für geschichtliche Bewegungen, die dort für die Literaturwissenschaft unproblematisch bleiben, wo Sprache, Literatur, Kultur und Nation weitgehend zur Deckung kommen (oder wo ihre Identität, wie etwa in Frankreich, erst spät durch die Virulenz eines sprachlichen Kolonialismus unter postkolonialen Bedingungen in Frage gestellt wird). Die Sprache eines Autors wie Günter de Bruyn erweist sich hier nicht nur als ein Ort privilegierter Beobachtung, weil er die Riten der akademischen Sprache in seinen Romanen (ich erinnere an die *Preisverleihung*) und Erzählungen zum Thema gemacht hat, sie ist gerade auch wegen ihrer Bewußtheit, mit der sie sich von den Schablonen des Schreibens und Denkens freihält, ein exemplarisches Korrektiv.

Nicht ein Literaturwissenschaftler ist heute zu ehren, sondern ein Autor, der zugleich ein Leser ist und für den *Lesefreuden* sowohl Lebensform als auch Form essayistischen und biographischen Schreibens darstellen. Zwar bin ich mir nicht sicher, ob Günter de Bruyn das Diktum eines anderen großen Lesers, Elias Canetti, „Die bescheidene Aufgabe des Dichters (sei) am Ende vielleicht die wichtigste: das Weitertragen des Gelesenen“ sich so zu eigen machen würde. Dennoch: seine essayistischen und autobiographischen Texte sind durchzogen von einem Ethos der Lektüre, welches zugleich so etwas wie eine Erotik der Lektüre, Leselust, ist. Lesen ist „lebendige Erfahrung“, Erfahrung des Fremden und zugleich Aufschließung des Eigenen, entlastete und zwanglose Erfahrung des Anderen als auch Buchstabierung eigener Subjektivität, Konterbande des Individuellen angesichts der Dominanz dessen, was man sich angewöhnt hat, die Macht der Diskurse zu nennen.

Lassen Sie mich daher ein letztes Mal die Metapher der Konterbande verwenden, und auch hier betrete ich ein Terrain, das zu Fontane und seiner Urkunde zurückführt, die Konterbande der Erinnerung, der individuellen Erinnerungsarbeit gegen die Macht des kollektiven Gedächtnisses. Günter de Bruyn hat in den letzten zehn Jahren ein zweibändiges autobiographisches Werk vorgelegt, und er hat die Erzählung seines Lebens durch eine eigene poetologische Reflexion der Autobiographie, ihrer Erzählform wie ihrer Aufrichtigkeitsprämissen, begleitet. Der doppelte Zeitbezug, die eigene Lebenszeit und die Chronik der Zeit, stehen dabei im Zentrum einer „Erinnerungsstruktur“, in der sich Erinnertes und Erlebtes unauflöslich verschränken. Es wäre vermutlich unschwer zu zeigen, daß das Wechselspiel von Gedächtnis und Erinnerung auch angesichts einer allgemeinen Geschichte, in der sich Traumatisches und Banales verbindet, einer Verlaufsstruktur folgt, die Sigmund Freud in anderem Zusammenhang zwischen den Begriffen Wiederholen, Durcharbeiten und Erinnern angesiedelt hat. Erst das Durcharbeiten befreit die Erinnerung vom Wiederholungszwang. Die Hartnäckigkeit, mit der de Bruyn auf dem Gedichteten und Verdichteten der Autobiographie insistiert, auch sie signalisiert Befreiung vom traumatischen Wiederholungszwang. So kann sich die Erin-

nerung vom Individuum ablösen und literarische Form annehmen. Für den Autor der *Zwischenbilanz* und der *Vierzig Jahre* wird das „stark Geformte seiner Erinnerungen daran deutlich, daß sie selbständig werden, sich von ihm ablösen, als handele es sich nicht um Erinnerung, sondern um Werk.“ Als Werk aber gehen sie ein in das kollektive Gedächtnis, irritieren dessen Gewißheiten durch die Konterbande des Individuellen und des Ästhetischen.

Das letzte Kapitel der *Vierzig Jahre* handelt vom „Zauber des Neubeginns“, es geht um den 10. November 1989. Ich wünsche Ihnen und uns viele zauberhafte Neubeginne, möglichst ohne jenes Frösteln, das den Neubeginn, von dem das Buch erzählt, doch auch unverkennbar überschattet. Im Namen der Philosophischen Fakultät II der Humboldt-Universität beglückwünsche ich Sie zu der heutigen Ehrenpromotion und darf Ihnen hiermit die Urkunde überreichen. Ihr Text lautet wie folgt:

Die Humboldt-Universität zu Berlin verleiht unter der Präsidentschaft von Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Meyer auf Antrag der Philosophischen Fakultät II unter dem Dekanat von Prof. Dr. Helmut Pfeiffer Herrn Günter de Bruyn in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der Neueren deutschen Literatur die Würde eines doctor philosophiae honoris causa (Dr. phil. h. c.).

Berlin, den 4. November 1998, der Präsident der Humboldt-Universität, Prof. Dr. Dr. Hans Meyer, der Dekan der Philosophischen Fakultät II, Prof. Dr. Helmut Pfeiffer.

Prof. Dr. Helmut Pfeiffer
Dekan der Philosophischen Fakultät II
der Humboldt-Universität zu Berlin

Laudatio

Sehr geehrter Herr de Bruyn,
Herr Präsident, meine Damen und Herren,
erlauben Sie, daß ich mit einem Zitat beginne:

„Wer Pötsch an Wochenenden bei Dreikulmen nicht mehr findet, sollte ihn auf der Müllkippe zwischen Liepros und Trebatsch suchen. Dort wird er im Bauschutt wühlen und von Triumphen träumen: In der Hand den Backstein, in den vor 170 Jahren der Name Dorette eingegraben wurde, betritt er Menzels Orkus und sagt: Hier ist er, Herr Professor, der Beweis!“

Es ist ein gespenstisches Bild, mit dem die *Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte* endet, die Günter de Bruyn 1978 unter dem Titel *Märkische Forschungen* veröffentlichte und aus der das Zitierte stammt. Gespenstisch durch und durch: Der Landlehrer und Hobbyforscher Ernst Pötsch auf der Abfallhalde, besessen von dem Wunsch, jenen steinernen Beleg zu finden, der der historischen Wahrheit die Geltung verschafft, die ihr gebührt. Pötsch will nicht begreifen, daß sein Mit- und Gegenspieler, der angesehene Literaturhistoriker und Institutsdirektor Professor Winfried Menzel, keine Wahrheit will, die ihm nicht nützt, und sie unterschlägt, wo sie ihn hindert. Was Pötsch um den Verstand bringt, kostet Menzel die Seele: ein Umstand, der in dem Geschäft, das er betreibt, unbemerkt bleibt. Daß Literatur und die Wissenschaft, die sich ihr widmet, und jene, die sie in Gebrauch nehmen oder sie mißbrauchen, im Mittelpunkt stehen, weist gerade dieses Buch als ein für de Bruyn exemplarisches aus. Traurige Sympathie und stille Verachtung geleiten den Leser aus dieser Geschichte, die ein Glanzstück deutscher Prosa ist. Sie setzt das Zeichen, unter dem die Ehrendoktorwürde für ihren Verfasser steht.

An Gründen, dem Schriftsteller Günter de Bruyn mit der Ernennung zum Ehrendoktor nach der längst erfolgten literarischen auch die akademische Anerkennung auszusprechen, hat es keinen Mangel, an Gründen, daß dies an unserer Universität in Berlin geschieht, noch weniger. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist de Bruyn der Germanistik verbunden, die ihn an ihren Fontane-Tagen als regelmäßigen Gast sieht. Es war kein Zufall, daß es sein Vortrag war, mit dem im vergangenen Semester die Ring-Vorlesung, die dem 100. Todestag Theodor Fontanes gewidmet war, schloß – ein Höhepunkt der ganzen Reihe, manche von Ihnen werden sich erinnern. So fiel es leicht, in der Ehrenurkunde das Fachgebiet zu nennen, auf dem sich Herr de Bruyn als Erzähler und Herausgeber, als Essayist und Rezensent ausgezeichnet hat: die neuere deutsche Literatur.

De Bruyns äußere Biographie ist unspektakulär: Kindheit und Jugend in Berlin, 1943 eingezogen als Luftwaffenhelfer und Soldat, nach kurzer Kriegsgefangenschaft Landarbeiter, um bald darauf in Potsdam einen Neulehrerkurs zu absolvieren, durch den er für einige Jahre (bis 1949) als Lehrer in ein märkisches Dorf verschlagen wurde. Als sich die Möglichkeit ergab, eine Bibliotheksfachschule zu besuchen, nutzte er die Gelegenheit und arbeitete nach Abschluß bis 1961 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Bibliothekswesen der DDR in Berlin, um sich schließlich dort als freischaffender Autor niederzulassen. Sein erster Roman – *Der Hohlweg* (Halle 1963) – mißlang («Holzweg» hat ihn der Verfasser später ironisch titulierte), doch schon *Buridans Esel*, der 1968 nach einem Erzählungsband und einer zu Unrecht kaum beachteten Parodiensammlung herauskam, wurde ein Erfolg. Er erschien drei Jahre später in der Bundesrepublik und veränderte de Bruyns Stellung innerhalb des offiziellen Literaturbetriebs der DDR. De Bruyn gewann an Spielraum, den er umsichtig und in kleinen Schritten nutzte, um Geschichten über die DDR zu erzählen, die ebenso realistisch wie hintergründig, ebenso humorvoll wie sozialkritisch waren. Auf seine Bücher wartete ein Publikum, das bald *sein* Publikum wurde und beständig anwuchs. Mit dem Warten stiegen die Erwartungen, sie wurden bei keinem Buch und bei keiner kleineren Arbeit enttäuscht.

Die Spuren zu verfolgen, die de Bruyns aufmerksamer Umgang mit Literatur und ihrer Wissenschaft in seinen Veröffentlichungen hinterlassen hat, ist ungewöhnlich ergiebig. Wie ein Netz ziehen sie sich durch das Werk und haben Anteil an dessen Unverwechselbarkeit. Skepsis und Ironie, natürlich und Gottseidank, begegnen uns dabei, jedoch immer in Begleitung jener Aufmerksamkeit, der nicht entgeht, was zu gerechtem Urteil führt. Kein eifernder Tonfall stört den Gedankengang, der zu überzeugen versteht durch die Klarheit und Prüfbarkeit seiner ausgewogenen Argumentation.

Nehmen wir nur den Roman *Preisverleihung* (Halle 1972, München 1974) heraus. Die Verführung dazu bei einem Anlaß wie dem heutigen ist groß. Hier finden sich schon alle für de Bruyn maßgeblichen und ihn auszeichnenden Wesenszüge: Er bietet mit dieser geschliffenen Erzählung, in der ein redlicher Literaturwissenschaftler eine Preisrede auf ein unredliches Buch halten soll und versagt, ein maßgerechtes Porträt vom akademischen Umgang mit Literatur im DDR-hauptstädtischen Milieu. Wo die Personen in Beziehung treten, wird über Heil oder Unheil von Lebenswegen entschieden. Zu der Heiterkeit, die dieses Erzählen erzeugt, gesellt sich ein Ernst, der helllichtig macht. Wer heute wiederliest, wird erstaunt sein, daß die Geschichte der *Preisverleihung* nichts an Haltbarkeit eingebüßt hat. Dies, obwohl die Gegenwart, auf die sie zielte, Vergangenheit ist. Oder ist, was erzählt wird, so vergangen nicht?

In den Folgejahren erschloß sich Günter de Bruyn das Terrain literaturwissenschaftlichen Arbeitens aus Neigung. Er testete das Instrumentarium, prüfte die Werkzeuge und besah sich die Methoden. Der ehemalige Bibliothekar verleugnete nicht die Liebe zu den Magazinen der Bibliotheken Berlins, wo er bibliophile und andere Buch-Schätze wußte, die aus dem Dunkel zu holen Lektüre allein nicht genügte. Damit entfernte er sich von jenen Autorinnen und Autoren, denen die Literaturwissenschaft schlechthin obsolet ist und die meinen, nur wer sie ignoriere, profitiere von ihr. Freilich, wo de Bruyns Befund negativ ausfällt, zögert er nicht zu verwerfen. Hier gilt, was für seine Lektüre gilt: daß nämlich den

*„Göttern, die wir uns aufrichten, um sie anbeten zu können, die Zeit bemessen ist, daß sie wie alles vergehen und deshalb Skepsis nötig ist und kritische Wachsamkeit.“
[Wie ich zur Literatur kam]*

Aus Freude und Unbehagen des Lesers de Bruyn entwickelte sich der Essayist de Bruyn, der auf die subversive und demokratisierende Kraft von Literatur vertraut. Für den Rang dieses Teils seines Œuvres ist merkwürdigerweise entscheidend geworden, daß sich de Bruyns Lektüre nicht auf die Suche nach Aktualisierbarem beschränkte. Einem Text und einem Autor gerecht zu werden, Fremdes gelten zu lassen und Vertrautes in ein eigenes Licht zu rücken, waren damals und sind heute wesentliche Impulse seiner literaturkritischen, ja wissenschaftlichen Arbeiten. De Bruyn vertraut seinem Lesen, und er vertraut der Zeit, die den rechten Augenblick für diese Dichterin oder jener Erzähler bringt. Vieles allerdings, so äußerte er einmal im Gespräch, was vergessen sei, sei zurecht vergessen. Nicht immer sei, was man entdeckt, eine tatsächliche Entdeckung. Seit geschrieben und gedruckt werde, werde auch viel Schund gedruckt.

Ihren Ausgangspunkt, der zu einem Höhepunkt seines kompletten Werks wurde, hat diese Begabung de Bruyns in seiner Biographie des Schriftstellers Jean Paul Friedrich Richter, mit der er 1975 an die Öffentlichkeit trat. „Nicht Lehrmeinungen zu illustrieren oder literaturwissenschaftliche Thesen zu verfechten war meine Absicht“, heißt es im bibliographischen Nachwort des Buches, „Ich wollte aus den vorhandenen Materialien ein Leben rekonstruieren, das mir Exemplarisches zu haben scheint. Nicht nur jede Zeit entdeckt ihre Dichter neu, sondern auch jeder einzelne.“ (*Das Leben des Jean Paul Richter*).

Was ihm mit dieser Lebensdarstellung gelang, ist ein Modell einer literarischen Biographie. Sie nötigte der Fachwissenschaft Respekt ab und kann sich bis in unsere Tage über Leser freuen, die ansonsten keinen Gedanken an Germanistisches verschwenden. De Bruyn vertraute der Wirkung dokumentarischen Materials, respektierte das keiner dichterischen Freiheit aufzuopfernde Fakti-

sche und mißtraute dem lähmenden Darstellungston allwissender Biographen. Programmatisch hatte er als Motto des Buches gewählt, was sich Jean Paul erbeten hatte:

„Ich beschwöre dich (ich erscheine dir sonst), daß du nach meinem Tode über mich derb und frei schreibst, nicht verdammt – kleinstädtisch – zart und delikant über alles. O ich bitte dich; und mache diese Stelle zum Motto deines Aufsatzes.“

De Bruyn demonstrierte, wie aus Welten von Zitaten eine Welt wird, in der sich Jean Paul und die Leser begegnen, wenn sie es nur wollen. Sie treffen dabei auf den, der ihnen, aber auch sich selbst jene vergangene Lebensgeschichte erzählt, in einer Sprache, frei von Manieriertheit und literarisiertem Aufputz. Sie gab ein Maß vor, an dem sich zukünftige Biographien zu messen hatten und haben. Das Tätigkeitsfeld des Erzählers wurde fortan noch entschiedener durch das des literaturhistorischen Rechercheurs erweitert. „Doppelgleisig arbeiten“, hat de Bruyn das in einem späteren Gespräch genannt – und es wieder und wieder vorexerziert: zuletzt bei der Arbeit an seinen Lebenserinnerungen, die ihn veranlaßten, “[ü]ber Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie” nachzudenken. Das geschah wiederum unaufgeregt und sachkundig, die ersten Zuhörer dieser Ausführungen, gehalten als Vorlesungen, saßen im Kunstverein der Wiener Universität.

Literaturhistorische Entdeckerfreude: Sie war bei einem Projekt im Spiel, das de Bruyn zusammen mit Gerhard Wolf, man könnte sagen, ausheckte: die Reihe *Märkischer Dichtergarten*. Der editorische Einfall hatte eine politische Verursachung: die Ausbürgerung Wolf Biermanns im November 1976. Nicht ganz grundlos war man besorgt, daß Erzählungen mit Gegenwartsstoff, verfaßt von Mitunterzeichnern der Protestpetition (zu denen Günter de Bruyn gehörte), die Zensurbehörde nicht mehr passieren würden. Mit der Neuherausgabe berlinisch-brandenburgischer Dichter habe man sich, so de Bruyn in seinen Erinnerungen, „das lebensnotwendige Kleingeld besorgen” wollen. Die Not aktivierte die Tugend – und es war die Tugend des philologisch-verläßlichen

Edierens, auf die man zurückgriff. Was zuweilen sich als brotlose Kunst abfertigen lassen muß, erwies sich als einträglich in mehr als nur einer Richtung.

In jenem *märkischen Dichtergarten* nun erhielten endlich die literarischen Exkursionen, die de Bruyn seit Jahr und Tag unternommen hatte, ihr Forum. Die Reihe gab ein Niveau vor, das bestimmt war durch gewissenhafte und fachgerechte Edition der Texte, deren kluge Kommentierung und eine jeweils von den Herausgebern verfaßte anspruchsvolle Einführung. Die von de Bruyn verantworteten Bände bewegen sich in einem gediegenen literarischen Spektrum, das beredt ist: da sind der Pfarrer Schmidt von Werneuchen und der schriftstellernde Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai, da sind die Romantiker Friedrich de la Motte Fouqué, Ludwig Tieck und selbstverständlich Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, da sind Rahel Varnhagen von Ense in ihrer ersten Liebe und Fontane mit einer exquisiten Auswahl aus den *Wanderungen*, und schließlich sind da die Bände über den Friedrichshagener Dichterkreis und über den Schriftsteller Moritz Heimann, Cheflektor des S. Fischer Verlages zwischen 1895 und 1925.

Fontanes Name ist gefallen. Ihm ist de Bruyn als Autor zugetan wie keinem anderen Schriftsteller. 1993 veröffentlichte de Bruyn eine kleine Sammlung seiner Arbeiten über die Mark (*Die Mark Brandenburg*), in der er diese Region als einen eigenen Kulturraum begreift, den er mit einigen markanten kunst- und literaturgeschichtlichen Gestalten porträtiert. Dieses Buch steht in einer Reihe vorangegangener Arbeiten. In ihnen hat de Bruyn eine sorgsame, respektvolle Verbindung zu dem wohl bedeutendsten Schriftsteller jener historischen und literarischen Landschaft gesucht. Die Kontakte zur Fontane-Forschung, von denen diese Annäherung begleitet war, haben kleinere Früchte getragen, die – um im Bild zu bleiben – den Kennern und Liebhabern besonders munden. De Bruyn publizierte unveröffentlichte Texte des Dichters in der Fachzeitschrift *Fontane Blätter*, er verfaßte für das von Walther Killy herausgegebene Literaturlexikon den Artikel zu Fontane, und er gehörte zu den Autoren, die dem in der Reihe

TEXT+KRITIK erschienenen Fontane-Band sein eigentliches Profil verliehen. Kein Text, auch nicht der kleinste, verfehlt seinen Leser. Er verführt ihn zur Lektüre durch die Art, in der er unterrichtet. Beneidenswert, höre ich Sie denken – und stimme zu. Wer will, kann hier lernen, ohne Verdruß und ohne unnötige Strapazen – durch Freude am gelungenen Wort, am treffenden Satz.

Meine Damen und Herren, Günter de Bruyns literarischer Werdegang ist ohne Berlin so wenig zu denken, wie ohne den landschaftlichen Raum, von dem die Stadt umschlossen ist: die Mark Brandenburg. Hier leben die Personen seiner Bücher, hier hat de Bruyn nach verlorenen Spuren deutscher Literatur und Kultur gesucht, und hier hat er die meiste Zeit seines Lebens verbracht, als politischer Beobachter und literarisch Handelnder. Günter de Bruyn ist ein Berliner Schriftsteller, dem es gelungen ist, ein Autor beider Teile Deutschlands zu werden. Er weiß sich auf die Region verpflichtet, in der er aufgewachsen ist und lebt, ohne je auch nur in den äußersten Dunstkreis von provinzieller oder gar Heimatliteratur geraten zu sein. Wie sein literarisches Vorbild Fontane steht er im Spannungsfeld von Großstadt und Umland, und wie dieser bezieht er daraus seine literarischen Energien – geschichtsbewußt, ohne falsches Pathos, in Freundlichkeit, aber auch mit jenem Sinn für kritische Ironie, die uns den Erzähler de Bruyn so unentbehrlich macht.

Die Aussichten „auf das, was man früher Unsterblichkeit nannte“, schrieb de Bruyn 1986, seien schlecht:

„Wer nur Verlautbarer des Zeitgeistes ist, läuft Gefahr, mit ihm zu vergehen, wer ihm aber entgegensteht und unbekannt bleibt, wird selten nur, wie es Kafka geschah, posthum noch entdeckt. Wird aber der literarische (man ist versucht zu sagen: natürliche) Ausleseprozeß durch Heiligsprechung aus lokal-, partei- oder staatspolitischen Gründen außer Kraft gesetzt, so lebt der Betroffene nicht in seinen literarischen Werken, sondern als Schul-, Straßen- oder gar Schiffsname fort.“

Das literarische Werk Günter de Bruyns braucht keine Heiligsprechungen dieser Art. Wir wollen uns nicht vorstellen, daß der Ausflugsdampfer »Günter de Bruyn« die Berlinbesucher zu Pfingsten oder in den Sommerferien über Havel oder Spree schippert. Nein, das Werk lebt durch das richtig gesetzte und dann einzig mögliche Wort, durch nicht mehr und nicht weniger. Sein hoher künstlerischer und wissenschaftlicher Rang steht neben dem Zeitstrom, gelassen, ohne Eiferei und in einer Qualität, die dem beliebigen Zugriff widersteht, je genauer der Blick ist, der es wahrnimmt. Ein Kramladen oder ein Selbstbedienungsladen für diese oder jene zufällige Gelegenheit ist es nicht. Mißbrauch wird mit ihm nicht zu treiben sein.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten einer Universität, das literarische Wort zu ehren, ist die Verleihung der Ehrendoktorwürde an einen Schriftsteller die nobelste – und für den Geehrten, meinte Hannah Arendt, von allen akademischen Verpflichtungen die bequemste. Für die verleihende Einrichtung bedeutet sie die eigene Indie-Pflichtnahme durch Wertschätzung, zu der sie sich bekennt. Der, den sie würdigt, steht für ein Maß, das sie sich setzt und für dessen Geltung sie sich verwendet. In der Sprache des Sports ausgedrückt: Die Meßlatte liegt hoch, wir werden uns zu strecken haben.

Sehr geehrter Herr de Bruyn, die Geschichte von Ernst Pötsch und Winfried Menzel hatte ursprünglich einen anderen Titel. Sie sollte *Eine Freundschaft* heißen. Sie haben ihn fallen gelassen, als Ihnen der bessere einfiel. Ich nehme das Wort „Freundschaft“ auf, es scheint mir zu passen für eine Haltung, die heute gewürdigt wird, die des Vermittlers. Sie ist rar. In ihr gehen das literarische und das wissenschaftliche Wort kein konkurrierendes, sondern ein vermittelndes Verhältnis ein, freundlich und freundschaftlich. Es ist geeignet, Ernst Pötsch von der dunklen Müllkippe und Winfried Menzel aus dem grellen Rampenlicht zu holen und sie an einen Ort zu führen, wo das Gespräch über Literatur frei ist, frei von Eitelkeit und Anmaßung, frei von Verletzung und Verrat.

Im Namen der Humboldt-Universität danke ich Ihnen, daß Sie unser Ansinnen, Sie durch diese Verleihung in das akademischen La-

ger zu locken, freundlich zugestimmt haben. Ich freue mich, zu den ersten zu gehören, die Ihnen zu diesem nicht unmutigen, aber ermutigenden Schritt gratulieren dürfen. Herzlichen Glückwunsch, lieber Herr de Bruyn.

PD Dr. Roland Berbig
Institut für deutsche Literatur
der Humboldt-Universität zu Berlin

Günter de Bruyn

Altersbetrachtungen über den alten Fontane

Daß ich für den heutigen Anlaß ein Fontane-Thema gewählt habe, hat mehrere Gründe, von denen das Fontane-Jahr, das wir so ausgiebig feiern, der allergeringste ist. Mehr ins Gewicht fiel dagegen, daß die Fontane-Forschung in diesem Hause früh eine Heimstatt gefunden hatte, die sie über alle Wechsel und Katastrophen hinweg auch hatte bewahren können, und daß vor 104 Jahren Theodor Fontane sozusagen an dem Platze stand, an dem ich heute stehe, und daß er sich dabei nicht, wie bei anderen Auszeichnungen, „mau und flau“ fühlte, sondern von dieser Ehrung freudig beeindruckt war. Doch ist der Hauptgrund meiner Themenwahl ein anderer, ein rein persönlicher, durch mein langes Leseleben bedingter, auf das zurückblickend ich feststellen konnte, daß Fontane in ihm ein konstanter Bestandteil war. Von Kindesbeinen an bis ins Alter hat mich Fontane-Lektüre begleitet, und zwar in einem ruhigen Gleichmaß, in dem sich die Wertung einzelner Werke zwar ändern, aber nie zu Abwehr oder Überdruß führen konnte, dem aber auch jene Momente überströmender Begeisterung fehlten, in denen man meint, daß mit diesem Werk eine neue Epoche eignen Fühlens und Denkens beginnt. Die Wirkung dieser Lektüre glich also etwa jener, die, nach Fontanes Ansicht, die Mark Brandenburg auf den Betrachter ausübt, weil sie statt Gletscher und Meeresstürme nur sandige Hügel und Feldsteinkirchen, die sich in Dorfteichen spiegeln, als Sehenswürdigkeit bietet, und weil sie weder Heilige noch Ketzerverbrenner hervorgebracht hat.

Andere Autoren, die für mich wichtig waren, gehörten vorwiegend oder auch ausschließlich in bestimmte Lebensabschnitte, wie Karl May in ein paar Kinderjahre, Hölderlin zum Siebzehnjährigen oder Thomas Wolfe in die schriftstellerischen Anfänge. Fontane aber war stets gegenwärtig – was man zwar auch von Thomas Mann und Jean Paul sagen könnte, doch begann deren

Lektüre noch nicht so früh. Auch gehörten sie in die Reihe derer, die von mir in jüngeren Jahren mit dem Verlangen nach Selbstbestätigung und Selbstspiegelung gelesen wurden, also als Lebenshilfe bei der Suche nach einem eigenständigen Ich. Fontane zu lesen aber war anders. Er bot keinen Blick nach innen, sondern einen nach außen, auf die Welt und die anderen, und zwar einen skeptischen und kritischen, aber dabei auch freundlichen Blick.

Da ich noch zu den beneidenswerten Jahrgängen gehöre, die in der Schule zum Auswendiglernen von langen Gedichten gezwungen wurden, waren es die Balladen, durch die ich zuerst mit Fontane bekannt wurde, und zwar gleich mit dem alten, den man nach Thomas Manns Rezension der Briefe von 1910 den „eigentlichen“ Fontane zu nennen liebt. Denn meine ersten Fontane-Zeilen mit acht oder neun Jahren hießen: „Der Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, Ein Birnbaum in seinem Garten stand“, und sie wurden 1889, neun Jahre vor seinem Tode, zur Zeit der Meisterromane und der kritischen Briefe geschrieben, von einem alten Fontane also, den manche Interpreten auf Briefzitate wie: „Alles Interesse ruht beim vierten Stand“, oder „Über unsern Adel muß hinweggegangen werden“ zu reduzieren versuchen, und der doch sein Ribbeck-Gedicht mit den Zeilen hat enden lassen:

*„So spendet Segen noch immer die Hand
des Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“.*

Auch die anderen auswendig gelernten Balladen, die meine wenig angenehme Schulzeit verschönten, später schlaflose Nächte kürzten und bücherlose Lebensabschnitte ertragen halfen, stammten meist vom alten Fontane; denn die Preußenlieder seiner frühen Jahre über Seydlitz, den Alten Dessauer und Zieten gehörten nicht zu ihnen und folglich auch nicht zu dem Reservoir von Zeilen, Reimen und Rhythmen, die sich oft ungerufen ins Bewußtsein oder auch in Formulierungsbemühungen drängen und, wie Melodien, die sich mit Erinnerungen verbinden, beglücken können oder auch schaudern machen,

*„John Maynard war unser Steuermann,
Aus hielt er, bis er das Ufer gewann”
„Wann treffen wir drei wieder zusamm’?
Um die siebente Stund’, am Brückendamm.”
„Schwedische Heide, Novembertag,
Der Nebel grau am Boden lag,”
„Der Weg war steil, und die Sonne stach,
Und sein Panzerhemd war schwer”
„Und wieder Monde. Grau-Herbstestag
Liegt über Sund und Meer”
„Jan Bart verneigt sich „Majestät,
Was klug und recht ist, kommt nie zu spät”
„Und das Schiffsvolk jubelt: Halt aus! Hallo!
Und noch zehn Minuten bis Buffalo”.*

Als Kind um John Maynard zu bangen und mit Gorm Grimme um den Toten von Brömsebro Moor zu trauern, hieß nicht nur den inneren Erlebnisbereich zu erweitern, sondern auch einen Vorrat an sprachlich Geformtem sich anzueignen, wie Fontane ihn an Schiller besessen hatte; und die Freude daran verlangte nach mehr. Dabei stieß ich auf die Romane, die mich vorläufig noch enttäuschten, während die Alterslyrik mich kaum Erwachsen-Gewordenen bereits entzückte; nicht, weil sie meinem Lebensgefühl entsprochen hätte, das vielmehr nach Versen wie:

*„ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll, seit
ich liebe?”*

verlangte, sondern weil sie in ihrer resignativen, ironischen und auch heiteren Weise eine ganz andere Gefühlswelt als die vertraute hölderlinsche oder rilkesche sehen lehrte, eine Welt, in der nicht ein Gott den sensiblen Knaben vor „dem Geschrei und der Rute der Menschen” rettet, sondern die Einsicht, daß es auch die Möglichkeit gibt, das ewige Lirum-Larum des eitlen Jagens nach Glück und Reichtum einfach nicht mitzumachen – eine Möglichkeit, zu der ein weiser Chinese, auf einem Hofball gefragt, wie man dergleichen in China nenne, die richtigen Worte findet:

*„Wir nennen es tanzen, sprach er mit Lachen,
Aber wir lassen es andere machen.“*

In dieser Zeit, es war kurz nach dem Kriege, und ich Zwanzigjähriger wirkte gewissenhaft, aber mit wenig Wissen, im Havelland als Dorfschullehrer, fiel mir eine schmale Auswahl Ausgabe der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ in die Hände, die ich eigentlich nur las, um im Heimatkundeunterricht bestehen zu können; doch wurde daraus eine Beschäftigung, die bis heute kein Ende gefunden hat. Anfänglich waren es wohl vor allem die Schilderungen mir bekannter Orte, Landschaften und Bauten, die mich an den „Wanderungen“ fesselten und nach und nach auch den Zugang zu den Romanen erleichterten. Es glich einer Entdeckung, die Dahme bei Hankels Ablage oder Schloß Wusterhausen, die man aus der Anschauung kannte, als sprachliches Gebilde, und damit ganz anders, wiederzufinden. Es war vergnüglich, sich klarzumachen, warum dieses Detail erwähnt und jenes mißachtet wurde, warum eine Passage, die nach reiner Beschreibung aussah, doch Stimmung erzeugte, weshalb historisches Wissen die Blicke auch für Gegenwärtiges schärft.

Es war also das Vertraute, das zur Lektüre verlockte, und insofern ähnelte es doch der Leseverführung durch andere in jungen Jahren gelesene Autoren, die die Probleme beschrieben, die ich zu haben meinte. Fand ich bei ihnen meine Gedanken und Gefühle wieder, so bei Fontane Stralau und das Eierhäuschen oder die Behrenstraße, wo die Damen Carayon wohnten. Und in jedem Fall änderte sich das Beschriebene durch die Lektüre, so daß ebenso wie durch andere Autoren meine wirren Gefühle, durch Fontane das Ländchen Friesack, das ich von meinem Dorf aus per Rad leicht erreichen konnte, die Georgenstraße oder die „stillen Tiergartenpfade“ („bei Königin Luise trifft man sich grade“), nach dem Lesen anders waren. Sie hatten hinzugewonnen, manchmal an Ordnung, manchmal an Schönheit, auf jeden Fall aber an Bedeutung und Geschichtsträchtigkeit.

Fontanes Vorliebe für alles Historische, besonders für das zur Anekdote Gewordene, kam zwar meinen Interessen entgegen, dämpf-

te aber auch vorerst meine Lesefreude, da bei meinem Mangel an einschlägigem historischen Wissen das Lesen der „Wanderungen“, die ja vorwiegend in die Vergangenheit führen, und auch der erzählenden Werke, die teilweise historische Stoffe haben und auch in den Zeitromanen gesprächsweise Historisches anklingen lassen, mehr eine Art Lernen war. Es war, wie ich heute finde, eine Vorstufe des Fontane-Lesens, Vorstufe im Sinne eines kunstverständigen, also auch genußreichen Lesens, das auch die Feinheiten des Erzählens erkennt. So wie der Reisende, nach Fontane, nur sieht, was er weiß, so kann zwar jeder Fontane-Leser den relativ einfachen Geschehnissen der Romane leicht folgen und sich, so es solche gibt, in Spannung versetzen lassen, aber den Reiz der Erzählkunst kann er nur voll genießen, wenn ihm neben dem Fundus an Lebenserfahrung auch der an historischem und literarischem Wissen verfügbar ist. Nur wer Klassikerzitate im Kopf hat, kann ihre geistreiche Verwendung oder auch Abwandlung erkennen.

Wer nichts weiß von des Soldatenkönigs oder Bismarcks Bedeutung, der wird die Anspielungen auf sie, besonders wenn sie ironisch sind, nicht begreifen können; und Erklärungen töten bekanntlich den Witz. Der Leser muß also etwas mitbringen, um etwas finden zu können. Wer „Effi Briest“ oder den „Stechlin“ in Schule oder Studium hat lesen müssen, sollte es nach zehn Berufs- und Ehejahren noch einmal versuchen, und wenn er sich nach seiner Pensionierung ein drittes Mal die Freude bereitet, werden es, obwohl er die Handlungen noch im Gedächtnis hatte, ganz neue und schönere Bücher für ihn sein.

Im Sinne eines Lesens, das die Erzählkunst auch in ihren Nuancen würdigt, wollen mir jene Interpretationen, die die Romane mehr als Geschichtslektionen betrachten, an denen sich für die einen der Klassencharakter des Kaiserreichs, für die anderen der wahre Geist Preußens erkennen lasse, heute auch nur als Vorstufen erscheinen, und zwar nicht nur, weil diese Betrachtungsweise immer verkürzt und vereinfacht, sondern auch, weil sie in ihrer reinen Inhaltsbezogenheit das Literarische an der Literatur übersieht.

Im Literarischen jedoch liegt die Größe Fontanes, nicht aber, wie manche Interpreten es wollen, in seiner politischen Haltung, an der ihre Ambivalenz vielleicht das Bedeutendste ist. Auf ihr nämlich, so will es mir scheinen, beruht die Fähigkeit des Erzählers, allen seinen Figuren gerecht werden zu können. Die Mehrdeutigkeit seiner Werke entspricht dem Wesen des „unsicheren Kantonnisten“, der das Revolutionäre und das Konservative, das er gelebt hatte, in einem Altersrationalismus vereinen konnte, von Gleichgültigkeit und Parteifanatismus gleich weit entfernt. Sein politisch wetterwendisches Leben bietet ideologisch Einäugigen, moralischen Rigoristen und Heldenverehrern keinen erhebenden Anblick, war aber, mit all seinen Wendungen und Brüchen, wohl Voraussetzung für das Werk.

Wie so manchem meines Alters im Osten Deutschlands ist mir in jungen Jahren ein Fontane-Bild aufgedrängt worden, das dem Genuß, den wahres Verständnis bereitet, nicht günstig war. Der Gewinn, den mir zum Beispiel die Pflichtlektüre Georg Lukacs' brachte, war, neben dem Einblick in ein mir fremdes, kunstfernes Denkgebäude, die Freude über die gedanklichen Tricks, mit denen er die Kluft zwischen der von ihm wohl geliebten Literatur und dem starren Schema, in das diese eigentlich nicht paßte, zu überbrücken verstand. In den etwa zehn Jahren, in denen seine Schriften die literarische Wertung in der DDR beeinflussten, ja, fast bestimmten, machten sie die Anerkennung Fontanes kanonisch; und das war in einer Zeit, in der Fontane leicht mit dem ganzen Preußen zusammen in den Orkus hätte verdammt werden können, schon viel. Er bescheinigte Fontane seine, später nie mehr angezweifelte, Größe, wobei er ihn freilich, im Interesse des Dogmas, teilweise auch klein machte. Neben den „Wanderungen“ fanden auch „Vor dem Sturm“ und „Der Stechlin“, die mir später immer lieber werden sollten, keine Gnade vor seiner einäugigen Betrachtungsweise, die sich am besten mit der trivialsten Passage seines Fontane-Essays charakterisiert: „Fontanes Probleme“, so heißt es da wörtlich, „haben aber in seiner Zeit bereits klare Lösungen gefunden“. Er hätte, vereinfacht ausgedrückt, nur in eine Buchhandlung gehen müssen, und er hätte in den Werken von Marx und Engels Antworten auf alle seine Fragen schwarz auf weiß finden können.

Lukacs' Einfluß wirkte auch nach seiner Verdammung (und in seinen Verdammern) noch weiter. Unter Beibehaltung (vielleicht auch im Schutze) seiner Betrachtungsweise konnte sich eine detaillierte Forschung, die seine Fehltritte revidierte, entwickeln, an der jeder Fontane-Liebhaber dazulernen, also auch Freude haben konnte, auch wenn er den „Stechlin“ nicht der banalen Erkenntnis wegen, daß alles mit allem zusammenhängt und das Alte vom Neuen abgelöst wird, großartig fand. Auch diejenigen, die die Romane wie Aufklärungsschriften oder Geschichtslektionen beschrieben, waren ja bezaubert von ihnen. Und das schuf eine Gemeinsamkeit über ideologische Grenzen hinweg.

So wie die DDR-Literaturwissenschaft sich im Laufe der Jahre aus Lukacs' Klassik-Zentrismus löste und zum Beispiel die Romantik wiederentdeckte, so kam auch die Fontane-Forschung von der Ansicht, daß nur der alte Fontane der „eigentliche“ sei, langsam los. Lukacs' Essay hatte, wie auch der Thomas Manns, „Der alte Fontane“ geheißen, weil er den frühen und mittleren eingehender Betrachtung für unwert gehalten hatte; und er hatte sich dabei auch auf Thomas Mann berufen und sogar dessen fragwürdigen Bildnis-Vergleich zwischen dem „kränklich-schwärmerischen und ein bißchen faden“ Gesicht des jungen und dem „prachtvollen, festen, gütigen und fröhlich dreinschauenden“ Antlitz des alten Fontane zustimmend zitiert. Statt sich zu fragen, wie dieser Altersreichtum hatte entstehen können, vermitteln beide Essays den Eindruck, als habe der Journalist, der Balladendichter, der Reiseschriftsteller, Kriegsberichtsschreiber und der märkische Wanderer mit dem Schöpfer der Meisterromane und dem Schreiber der Altersbriefe wenig zu tun. Das war eine Einäugigkeit besonderer Sorte, die zeitweilig auch Schule machte, in mir aber, als Bewunderer der „Wanderungen“, nie einen Anhänger fand. Erst durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte im Westen und Osten konnte für uns interessierte Leser ein Fontane-Bild geschaffen werden, das diese Hochleistung im Alter als Summe lebenslangen Erfahrens und Erleidens halbwegs erklärt.

Meine Fontane-Lektüre, die ich mir hier als Thema gewählt habe, ist, wie Sie merken, von Anfang an auch eine der Literatur über

Fontane gewesen, und da diese inzwischen enorme Ausmaße annahm, an Primärtexten, vor allem an Briefen, immer noch Neues hinzukommt und das erneute Wiederlesen mit wachsendem Alter nicht nur sichere Freuden bereitet, sondern auch neue Wertungen zeitigt, wird das Fontane-Interesse wohl erst mit dem Lebensende vergehen.

Vor einer Neubewertung im Alter sind bei mir vor allem die Altersbriefe nicht sicher. Das aus unterschiedlichen Gründen seit Thomas Manns Lobeserhebung viel zitierte und viel gepriesene Briefwerk will mir heute, bei allem Vergnügen am Witz, am forschen Urteilen und an der wohl nie veraltenden Frische, nicht mehr so durchweg erfreulich erscheinen wie früher – was für die von ihm veröffentlichten Werke überhaupt nicht gilt. „Der Stechlin“ und die „Poggenpuhls“ werden mit jedem erneuten Lesen schöner, die meisterhaft dahingeplauderten Briefe aber, in denen Ausdeuter aller Fraktionen bei ihrer Suche nach Passendem auch deshalb fündig werden, weil der Schreiber sich sehr auf die Adressaten einstellte, sind mir zwar immer noch eine amüsante Lektüre, doch scheint mir, ihrer Widersprüche wegen, ihr Aussagewert nur begrenzt zu sein. Der Kritiker an Staat und Gesellschaft, an der Bourgeoisie und am Adel, an Gardeleutnants und Juden, am Lesepublikum, an den Mecklenburgern und Briten und, nicht zu vergessen, an Kollegen und alten Freunden, will mir streckenweise doch als ein Kritiker aus enttäuschtem Anerkennungshunger erscheinen, seinem Anekdoten-Napoleon ähnlich, der, für hundert Tage von Elba zurückkehrend und den Jubel des Volkes vermissend, dem Einwand seines Begleiters: Aber das Volk jubelt doch, Majestät! mit den Worten begegnet: Das schon, aber nicht genug!

Die Kritik am Adel ist mir zu sehr durchsetzt von der Enttäuschung, daß seine Liebe zu ihm keine Erwiderung findet; seine Verspottung des Titels-, Ordens- und Examenswesens ist wohl auch enttäuschter Hoffnung auf dergleichen geschuldet, so wie andererseits seine Aversion gegen die Juden (die sich zum Beispiel darin äußert, daß er bei einer Bahnreise hofft, ein „Judenfreies Coupé“ zu finden) durch die Anerkennung, die sie ihm zollen, gemindert wird. Sein Streben war immer darauf gerichtet gewesen, sich in der besseren

Gesellschaft Berlins etablieren und halten zu können; seine Anpassungsleistung war groß gewesen – man denke nur an seine drei dickleibigen Kriegsbücher –; doch mußte er am Lebensende dann feststellen, daß er, trotz später Ehrungen, in gewisser Weise doch außerhalb stand. Darin aber war er den Juden ähnlich, die statt der erwarteten Bredows und Rochows zu seinem Fünfunfsiebzigsten kamen. Mit diesen mußte er sich schließlich begnügen. „Kommen Sie, Cohn.“

Auch manche andere der wehmütig- heiteren und resignativen Altersgedichte zeugen von diesem Vermissen staatlicher Anerkennung (so wie das „Hoffest“ von 1889 mit den bekannten Versen: „Sie kennen ja unsren berühmten Sänger/ Alle Gesichter werden länger“), und in dem anonym erschienenen Aufsatz „Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers“ von 1891 wird die Enttäuschung in ungewohnter Bitterkeit ausgesprochen, und es wird als Mittel zur Abhilfe, zwar mit Skepsis, aber doch allen Ernstes, die staatliche Approbation vorgeschlagen, damit der Autor neben den vielen mit Titeln und Orden bedachten Bankiers und Beamten in der Gesellschaft auch etwas gilt.

Neunzehn Jahre später, also auch noch unter wilhelmischen Verhältnissen, schrieb Thomas Mann einen Aufsatz zum gleichen Thema, in dem er nicht nur an die langen Gesichter der Hoffestgäste bei der Vorstellung eines Schriftstellers erinnert, sondern auch zu dem gleichen Ergebnis wie Fontane kommt. „Was helfen könnte“, so heißt es beim Autor der „Königlichen Hoheit“, „sind offizielle Ehrenzeichen, die der Bürger sehen will, bevor er achtet, sind Ordenssterne, Professorentitel, Palmenfräcke, Akademiefauteuils...“

Beiden Autoren war nicht recht wohl, als sie das schrieben, weil, wie Thomas Mann es sagte, „diese guten Dinge dem Genie, der Freiheit, dem Dämon“ vielleicht nicht zuträglich sein könnten, aber ihre Forderungen waren ihnen offensichtlich wichtiger als ihre Bedenken, und sie zeigten damit ein Gemeinsames, das miteinander zusammenhängend, auch in der Ambivalenz ihrer politischen Haltung bestand. Ein „unsicherer Kantonist“ in politischer Hinsicht ist

zeitweilig auch der Jüngere gewesen, und daß Fontane in ihm wie kein anderer „Sympathie Dankbarkeit Entzücken ... Erheiterung... Erwärmung ... Befriedigung“ erweckte, hat sicher auch mit dieser Wesensverwandtschaft zu tun. Ihn erfreuen an Fontane auch die Widersprüche, weil sie ihm zu diesem „auf nichts eingeschworenen“ und „künstlerisch komplizierten“ Geiste zu gehören scheinen, und er konstatiert, daß, der Vereinfachungen und der Kurzlebigkeit der Tagesdebatten wegen, „Jeder außerordentliche Geist in seiner politischen Teilnahme... unzuverlässig erscheinen“ muß. Da der Rang eines Autors, so Thomas Mann weiter, auf einer „verantwortungsvollen Ungebundenheit“ und einem artikulierten Problembewußtsein beruhe, müsse er den Herrschenden „gesinnungsuntüchtig“ vorkommen. Vom amtlichen Preußen sei nicht zu verlangen gewesen, daß es einen patriotischen Sänger, der eines Tages den Borussismus „für die niedrigste aller je dagewesenen Kulturformen erklärte“, für seinesgleichen hielt.

Soweit ist Thomas Mann zuzustimmen, widersprochen aber muß ihm, glaube ich, werden, wenn er meint, Fontane habe sich „im Grunde kaum gewundert“, daß zu seinem Jubeltage nicht der Landadel, sondern die Judenschaft kam. Ich glaube vielmehr, aus seinen Klagen über die amtliche Geringschätzung seiner Arbeit und aus seinem Bemühen, diesen Beifall doch noch zu erringen, schließen zu können, daß er dem Irrtum, Hochschätzung durch Gesellschaft, Staat und Kaiser ließe sich mit geistiger Unabhängigkeit vereinen, tatsächlich erlegen war. Wäre die Illusion nicht so groß und der Schmerz darüber, daß sie sich als solche erwies, nicht so stark gewesen, hätten solch zauberhaft-leichte Verse wie die über die Begegnung mit Exzellenzen auf stillen Tiergartenpfaden oder die langen Gesichter der Gäste bei Hofe, gar nicht entstehen können. Hätte man ihn geadelt, wie Adolph Menzel, wäre der deutschen Lyrik vielleicht Wertvolles verlorengegangen, und den Briefen hätte es möglicherweise an kritischen Tönen und damit an Interessantheit und Witz gefehlt.

Der alte Fontane geadelt bei Hofe – diese Vorstellung will uns unsinnig erscheinen, weil sie unser Bild vom unabhängigen Autor beschädigen würde, – so, wie das Preußische, das Fontane ver-

körpert, die Vorstellung verbietet, er wäre, wie er es vorhatte, 1856 am Bayerischen Hofe hängengeblieben und hätte seine Berühmtheit durch Wanderungen in Oberbayern erlangt.

Anders verhielt es sich mit der Ehrenpromotion, die ihn zwei Jahre vor seinem Tode erfreute. Die Zeitschrift „Ulz“ hat sie wohl als ein besseres, nämlich geistiges Geadeltwerden verstanden, als sie den spaßigen Vierzeiler veröffentlichte:

*„Fontane ist nun wohl fein raus,
Er ist jetzt ein gelehrtes Haus,
Und will er bürgerlich nicht bleiben,
Kann er sich auch von Tane schreiben.“*

Über den Neuadel übrigens hat sich Fontane meines Wissens selten oder nie erbost, um so mehr aber über seinen geliebten märkischen Landadel, der den Weihrauch, den er ihm dargebracht hatte, nicht als solchen hatte erkennen wollen, und zu dem er doch ganz am Schluß noch zurückkehrte, mit dem Fragment gebliebenen „Ländchen Friesack“, das, wäre es fertig geworden, manche seiner brieflichen Frechheiten über den Adel relativiert hätte – was ich hier nur erwähne, um noch einmal vor Zitaten aus den Altersbriefen, die etwas beweisen sollen, zu warnen, weil sich nämlich zu fast allem, was sie behaupten, auch das Gegenseitliche finden läßt. Ärgerliche Äußerungen über das Preußen-Deutschland seiner Tage sollten ehrlicherwise ergänzt werden um solche über die Vortrefflichkeit des Kriegsministeriums, über seine begeisterte Zustimmung zu Treitschkes Sedan-Gedenk-Rede, über sein Vertrauen in den jungen Kaiser, oder man sollte auf einen Brief von 1894 hinweisen, in dem er, auf seine England- und Frankreicherfahrung anspielend, meinte, daß man in Deutschland doch am besten lebe, weil „wirkliche Humanität“ hier vorhanden sei. Oft erwähnt er (meist im Ärger über die Märker), daß er die Mark verherrlicht habe, dann aber wieder war er nie so dumm, um für sie zu schwärmen. Im selben Monat, in dem er schreibt (im Mai 94): „In Teupitz und Wusterhausen, und nun gar in Prignitz und Havelland bin ich immer glücklich gewesen“, schreibt er auch: „Welch Glück, daß wir noch ein außerpreußi-

ches Deutschland haben. Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar – das sind die Plätze, an denen man sich erfreuen kann.”

Seitenlang könnte man Derartiges noch zitieren, sich an witzigen Plaudereien erfreuen und sich durch seinen kritischen Blick nachdenklich machen lassen. Man sollte es aber dabei auch belassen und nicht (so sagt mir meine lebenslange Fontane-Lese-Erfahrung) den Dichter für religiöse oder antireligiöse, konservative oder revolutionäre, pro- oder antipreußische Ansichten zu vereinnahmen versuchen und sein Werk damit, wie er selbst es ausdrückt, „zur Parteischuhputzerei herabwürdigen”. Denn das ist ohne Kurzsichtigkeit oder Vereinfachung nicht möglich. Und daß es nicht möglich ist, darin besteht unter anderem seine Größe, die ihn befähigte, neben Effi auch Instetten gerecht zu werden, und die ihm die Gestaltung des ihm so ähnlich gewordenen alten Stechlin erlaubte, der alles andere ist als gesinnungstüchtig, der von sich behauptet, daß er mit dem gleichen Recht auch das Gegenteil von dem, was er gesagt hat, hätte gesagt haben können, und der uns mit seiner Wahrheit, daß es unanfechtbare Wahrheiten nicht gäbe, zu dem gleichen endlosen Nachdenken verleitet wie die berühmte Behauptung: Alle Kreter lügen!, die aus dem Munde eines Kreters kommt.

Ich danke der Universität für die Ehre, die sie mir heute zuteil werden läßt, und Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, danke ich für Ihre freundliche Aufmerksamkeit.

Günter de Bruyn

Günter de Bruyn wird am 1. November 1926 in Berlin geboren.

Als er fünfzehn Jahre alt ist, stirbt sein Vater Carl de Bruyn, ein „in sozial, politisch, geographisch nicht recht festgelegten Verhältnissen“ aufgewachsener, aus Süddeutschland stammender Mann, dem alles, „was er für preußisch hielt“, zuwider ist und der – „nach Versuchen, ein abenteuerliches Leben zu führen“ – die letzten Lebensjahre in der katholischen Kirchsteuerbehörde Berlins tätig gewesen ist.

Siebzehn Jahre seines Lebens wohnt Günter de Bruyn mit seiner Mutter Jenny de Bruyn, die aus einer preußischen Postbeamtenfamilie kam, und den älteren Geschwistern in Britz, der von Bruno Taut und Fritz Wagner angelegten ersten Großsiedlung Deutschlands. Das Haus – in der Rudower Allee 8 – wird von einer Luftmine im Zweiten Weltkrieg zerstört.

Der Katholizismus in der Familie schützt den Heranwachsenden, der Grund- und Oberschule absolviert, vor dem nationalsozialistischen Geist der Zeit. Er habe gelernt, so erinnert sich de Bruyn Jahre später, „sich zu entziehen“.

1943 wird er zum Dienst bei der Flugabwehr als Luftwaffenheifer beordert, „wo wir praktisch Soldaten, amtlich aber noch Schüler waren“.

Am 1. April 1945, mittlerweile Soldat geworden, erleidet de Bruyn eine schwere Verwundung, die ihm zeitweilig das Sprechen unmöglich macht. „Der Illusion, mit der Sprache alles ausdrücken zu können, bin ich später noch oft erlegen, aber nie so radikal, wie damals bei ihrem Verlust“, heißt es im Erinnerungsbuch Zwischenbilanz.

Nach kurzer Kriegsgefangenschaft verdingt er sich wenige Wochen als Landarbeiter in Dransfeld/Hessen und wird, kaum heim-

gekehrt nach Berlin und nach einer achtmonatigen Ausbildung in Potsdam, 1946 Neulehrer in einem bei Rathenow gelegenen Dorf. Der praktische Sinn der Mutter habe zu diesem ungeliebten Beruf geraten, da er verspricht, die Not jener Tage zu mildern. Als ihm der Leiter des Neulehrerkurses in Potsdam mit dem Personalbogen auch eine Eintrittserklärung für die KPD überreicht und dazu sagt: „Wenn Sie schlau sind, unterschreiben Sie das hier auch“, muß er sich „mit meinem ausgesprochenen Verzicht auf Karriere“ begnügen. Die Unterschrift unterbleibt.

Schon als Dorfschulmeister beginnt de Bruyn gezielt und mit Energie an seiner schriftstellerischen Bildung zu arbeiten. Später wird er von einem Doppelleben sprechen, das auch räumlich zwischen Berlin und der Mark hin und her pendelte. 1949 absolviert de Bruyn nach den drei Pflichtjahren die erste Lehrprüfung und teilt dem Schulrat danach seinen Entschluß mit, diesen Beruf aufzugeben. Dessen „bedauernden Worten war anzumerken, daß er darüber erleichtert war.“

Am 1. Oktober 1949 nimmt de Bruyn mit einem Praktikum in der Volksbücherei Berlin-Mitte eine Berufsausbildung zum Bibliothekar auf. Er wird mühelos zwischen den Regalen und Katalogen „heimisch“ und fühlt sich so „paradiesisch“, daß er den politischen Eifer der Bibliotheksschule aushält und 1953 als ausgebildeter Bibliothekar die Schule verlassen und eine Stelle in einer Berliner Volksbücherei übernehmen kann. Als seinen „eigentlichen Beruf“, sagt de Bruyn 1993 in einem Gespräch, empfinde er auch heute noch „den des Bibliothekars“.

Von 1953 bis 1961 hat de Bruyn die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters im Zentralinstitut für Bibliothekswesen in Berlin/Ost inne, eine Einrichtung, die dem Ministerium für Kultur untersteht und für die Anleitung und Beratung der Volksbüchereien verantwortlich ist. Die Arbeitsräume des Instituts befinden sich in einem Gebäude unweit des Bahnhofs Friedrichstraße. Manche Arbeiten, die de Bruyn zu übernehmen hat – wie z.B. eine Bibliographie der Veröffentlichungen zu Stalins Arbeit über die Sprachwissenschaft –, seien „zum Heulen“ gewesen, und doch „gab es

für mich viel zu lachen.“ Vieles sei Fleißarbeit gewesen, „an der ich das Bibliographieren erlernte und ein Gutteil meiner Hochachtung vor den Professoren verlor“, heißt es in de Bruyns Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht.

Langsam setzt in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre der Übergang zum „freischaffenden Schriftsteller“ ein, ein Schritt, den de Bruyn 1961 tatsächlich vollzieht. Während er jahrelang in der bibliothekarischen Fachpresse Neuerscheinungen vorwiegend klassischer Werke rezensiert und sich zu Fragen der Systematik und der systematischen Kataloge geäußert und eine größere, aus ideologischen Gründen nicht publizierte Arbeit über die Geschichte der volksbibliothekarischen Druckkataloge verfaßt hat, ist er nun bemüht, „meine psychischen Kriegsschäden durch Schreiben zu heilen, was auch besser als der Roman, der das Heilmittel war, gelang.“

1960 entsteht die Erzählung Wiedersehen an der Spree, und im selben Jahr folgt die Hochzeit in Weltzow. Ihr Druck, trotz der Ablehnung durch die Zensur, befriedigt den Verfasser kaum. Doch vermitteln ihm erste Leser den Eindruck, „Stimme mancher gleichgesinnter Stummer zu sein.“ Sein „Schreibanfänger-Geheimnis“ ist gelüftet, fortan lebt de Bruyn als freischaffender Autor in Berlin und in einem Dorf im Märkischen.

Der Roman Der Hohlweg erscheint 1963 und wird ein Verlags-erfolg. 1964 verleiht die Akademie der Künste/Berlin de Bruyn den angesehenen Heinrich-Mann-Preis. Heute fällt der Autor ein gnadenloses Urteil über seinen ersten Roman, der auch sein längster ist, und nennt das Buch verlogen. Durch ihn habe er dessen Stoff, das Kriegsende und die ersten Jahre danach, „verloren“.

1965 erscheint in der Zeitschrift Neue Deutsche Literatur sein Hörspiel Aussage unter Eid, ein Jahr später ein Band mit Parodien, Maskeraden. Mit dem Jahr 1968 und der Veröffentlichung des Romans Buridans Esel gehört Günter de Bruyn zu den maßgeblichen Autoren der DDR.

Ende der sechziger Jahre erkrankt de Bruyn und muß einige Zeit in einer Klinik verbringen. Als einen Grund sieht er seine neue Stellung im literarisch-politischen Leben der DDR an. Die „Unausweichlichkeit“, einerseits als Autor kritisch über die DDR erzählen zu wollen, andererseits zu denen zu gehören, die von zugeteilten Vergünstigungen profitieren, „brachte mich unter die Rohkostesser, autogenen Trainierer, Gesprächstherapierten und Yoga-Jünger, aber nicht aus der Misere heraus.“

1972 schließt der Roman Die Preisverleihung nahtlos an den Erfolg an. Das Buch wird zwei Jahre später auch in der Bundesrepublik veröffentlicht und verschafft dem Autor dort einen guten Namen. 1975 schließt de Bruyn sein Buch Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter ab, das nun fast gleichzeitig in der DDR und der BRD ein bedeutender Erfolg wird. Durch viele kleine und größere Publikationen in Zeitschriften und Sammelbänden, durch veröffentlichte Gespräche und Interviews mit dem Autor und nicht zuletzt durch zahllose Artikel und Aufsätze über ihn, wird Günter de Bruyn zu einem der meistgelesenen deutschsprachigen Schriftsteller. Unter dem Titel Babylon bringt der Autor 1977 einen Band Erzählungen heraus.

1976 gehört Günter de Bruyn zu den Mitunterzeichnern des Protestschreibens gegen die erfolgte Ausbürgerung Wolf Biermanns. „Hoffnung auf Rücknahme der Ausweisung hatte ich keine, doch mußte ich mit unterschreiben, um nicht als Befürworter der Regierungsmaßnahme zu gelten“, erinnert sich de Bruyn 1996.

1978 wird Günter de Bruyn Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Im selben Jahr kommt sein Buch Märkische Forschungen. Eine Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte heraus.

Seit Anfang der siebziger Jahre widmet sich de Bruyn in wachsendem Maße herausgeberischer Tätigkeit, er verfaßt Nachworte zu Büchern von Jean Paul Friedrich Richter, Theodor Fontane und Thomas Mann und wird am Ende des Jahrzehnts Mitherausgeber der Reihe Märkischer Dichtergarten. Hier verantwortet er u.a. Bände über Friedrich de la Motte Fouqué (1980), Schmidt

von Werneuchen (1981), Christoph Friedrich Nicolai (1982) und den Friedrichshagener Dichterkreis (1992). Daneben entsteht ein kontinuierlich anwachsendes literaturkritisches und essayistisches Werk.

1981 setzt sich de Bruyn auf der „Berliner Begegnung“ ost- und westdeutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller für die Einführung eines zivilen Wehrersatzdienstes ein. Regelmäßig wird er seit dieser Zeit in Kirchen zu Lesungen und Diskussionen eingeladen und hat Kontakt zu verschiedenen Friedenskreisen.

1982 wird dem Schriftsteller der Lion-Feuchtwanger-Preis verliehen.

Das Buch *Neue Herrlichkeit* wird so gründlich und umständlich von den Druckgenehmigungsinstanzen der DDR geprüft, daß es 1984 zuerst in München herauskommt. Die Veröffentlichung in der DDR erfolgt erst im Jahr darauf. „Ich war weder verzweifelt noch wütend, eher war es Genugtuung, was ich spürte. [...]; nun war ich im Abseits, in das ich gehörte. Mein Mißverhältnis zum Staat war offenkundig geworden.“

1986 veröffentlicht sein Hallenser Verlag einen Band mit Erzählungen und Essays unter dem Titel *Frauendienst*, während im Fischer-Verlag, Frankfurt am Main, der Band *Lesefreuden*, eine Auswahl Essays, erscheint.

1987 erhält de Bruyn die Ehrengabe des Kulturkreises des Bundesverbandes der deutschen Industrie. Auf dem 10. Schriftstellerkongreß der DDR hält de Bruyn einen kritischen Beitrag über die Druckgenehmigungspraxis in der DDR.

1988 ediert de Bruyn in der Reihe *Märkischer Dichtergarten* eine Sammlung aus Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* nach dem Erstdruck. Sie sind ein Zeugnis seiner langjährigen Beschäftigung mit Theodor Fontane, der eine Reihe weiterer Arbeiten zur Seite zu stellen ist.

1989 verleiht ihm die Stadt Lübeck den angesehenen Thomas-Mann-Preis. Den ihm angetragenen Nationalpreis der DDR lehnt er ab. Bis dahin habe das für Kultur verantwortliche Politbüromitglied Kurt Hager seine Wahl immer verhindert, „so daß mein Vorsatz, den Preis abzulehnen, nie auf die Probe gestellt worden war“, schreibt de Bruyn. Aus Zeitgründen habe er als „Langsam-schreiber“ sich nur mit einer lapidaren Feststellung der Ablehnung begnügt.

1990 erhält er den Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln. De Bruyn wird von der Evangelischen Akademie Tutzing eingeladen, um seine Gedanken zur deutschen Kulturnation vorzutragen. Im September nimmt er in seinem Artikel Jubelschreie, Trauergesänge in der ZEIT Stellung zum sogenannten Literaturstreit und schreibt: „Daß ausgerechnet Christa Wolf als böses Beispiel herhalten mußte, entbehrt jeder Gerechtigkeit und jeder Logik und ist nur als Folge ihres großen Erfolgs zu begreifen, der zum Denkmalsturz reizt.“

1991 gibt de Bruyn unter dem Titel Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten neben Dankreden anlässlich ihm verliehener Preise auch vier Aufsätze heraus, die neben seinen Erfahrungen mit der Staatssicherheit der DDR seine zeitpolitischen Beobachtungen zum Ende der DDR und deren Anschluß an die Bundesrepublik zusammenfassen.

1992 erscheint der erste Band von de Bruyns Autobiographie. Er trägt den Titel Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin, ihm wird 1996 der zweite Band – Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht – folgen.

1993 verleiht ihm die Universität Freiburg im Breisgau die Ehrendoktorwürde. De Bruyn erhält den Großen Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Künste.

In dem Buch Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie, das 1995 veröffentlicht wird, teilt de Bruyn Vorträge mit, die er im Wiener Kunstverein der Universität Wien im Dezember 1993 gehalten hat.

Mit Fotos von Barbara Klemm erscheint 1997 eine erweiterte Sammlung von Arbeiten de Bruyns über Landschaft und Kultur der Mark Brandenburg unter dem Titel Mein Brandenburg (1. Auflage 1993). Ihm wird im selben Jahr der bayerische Jean-Paul-Preis verliehen.

Im Sommersemester 1998 beteiligt sich Günter de Bruyn an der Ring-Vorlesung „Theodor Fontane: Der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts“, die an der Humboldt-Universität anlässlich des 100. Todestages Fontanes veranstaltet wird.

In der Reihe **Öffentliche Vorlesungen** sind erschienen:

- 1 *Volker Gerhardt*: **Zur philosophischen Tradition der Humboldt-Universität**
- 2 *Hasso Hofmann*: **Die versprochene Menschenwürde**
- 3 *Heinrich August Winkler*: **Von Weimar zu Hitler**
Die Arbeiterbewegung und das Scheitern der ersten deutschen Demokratie
- 4 *Michael Borgolte*: **„Totale Geschichte“ des Mittelalters?**
Das Beispiel der Stiftungen
- 5 *Wilfried Nippel*: **Max Weber und die Althistorie seiner Zeit**
- 6 *Heinz Schilling*: **Am Anfang waren Luther, Loyola und Calvin – ein religionssoziologisch-entwicklungsgeschichtlicher Vergleich**
- 7 *Hartmut Harnisch*: **Adel und Großgrundbesitz im ostelbischen Preußen 1800 - 1914**
- 8 *Fritz Jost*: **Selbststeuerung des Justizsystems durch richterliche Ordnungen**
- 9 *Erwin J. Haeberle*: **Historische Entwicklung und aktueller internationaler Stand der Sexualwissenschaft**
- 10 *Herbert Schnädelbach*: **Hegels Lehre von der Wahrheit**
- 11 *Felix Herzog*: **Über die Grenzen der Wirksamkeit des Strafrechts**
- 12 *Hans-Peter Müller*: **Soziale Differenzierung und Individualität**
Georg Simmels Gesellschafts- und Zeitdiagnose
- 13 *Thomas Raiser*: **Aufgaben der Rechtssoziologie als Zweig der Rechtswissenschaft**
- 14 *Ludolf Herbst*: **Der Marshallplan als Herrschaftsinstrument?**
Überlegungen zur Struktur amerikanischer Nachkriegspolitik
- 15 *Gert-Joachim Glaeßner*: **Demokratie nach dem Ende des Kommunismus**
- 16 *Arndt Sorge*: **Arbeit, Organisation und Arbeitsbeziehungen in Ostdeutschland**

- 17 *Achim Leube: Semnonen, Burgunden, Alamannen*
Archäologische Beiträge zur germanischen Frühgeschichte
- 18 *Klaus-Peter Johné: Von der Kolonenwirtschaft zum Kolonat*
Ein römisches Abhängigkeitsverhältnis im Spiegel der Forschung
- 19 *Volker Gerhardt: Die Politik und das Leben*
- 20 *Clemens Wurm: Großbritannien, Frankreich und
die westeuropäische Integration*
- 21 *Jürgen Kunze: Verbfeldstrukturen*
- 22 *Winfried Schich: Die Havel als Wasserstraße im Mittelalter:
Brücken, Dämme, Mühlen, Flutrinnen*
- 23 *Herfried Münkler: Zivilgesellschaft und Bürgertugend*
Bedürfen demokratisch verfaßte Gemeinwesen
einer sozio-moralischen Fundierung?
- 24 *Hildegard Maria Nickel: Geschlechterverhältnis in der Wende*
Individualisierung versus Solidarisierung?
- 25 *Christine Windbichler: Arbeitsrechtler und andere Laien
in der Baugrube des Gesellschaftsrechts*
Rechtsanwendung und Rechtsfortbildung
- 26 *Ludmila Thomas: Rußland im Jahre 1900*
Die Gesellschaft vor der Revolution
- 27 *Wolfgang Reisig: Verteiltes Rechnen: Im wesentlichen
das Herkömmliche oder etwa grundlegend Neues?*
- 28 *Ernst Osterkamp: Die Seele des historischen Subjekts*
Historische Portraitkunst in Friedrich Schillers „Geschichte des Abfalls
der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“
- 29 *Rüdiger Steinlein: Märchen als poetische Erziehungsform*
Zum kinderliterarischen Status der Grimmschen „Kinder-und Hausmärchen“
- 30 *Hartmut Boockmann: Bürgerkirchen im späteren Mittelalter*
- 31 *Michael Kloepfer: Verfassungsgebung als Zukunftsbewältigung
aus Vergangenheitserfahrung*
Zur Verfassungsgebung im vereinten Deutschland
- 32 *Dietrich Benner: Über die Aufgaben der Pädagogik
nach dem Ende der DDR*

- 33 *Heinz-Elmar Tenorth: „Reformpädagogik“*
Erneuter Versuch, ein erstaunliches Phänomen zu verstehen
- 34 *Jürgen K. Schriewer: Welt-System und Interrelations-Gefüge*
Die Internationalisierung der Pädagogik als Problem
Vergleichender Erziehungswissenschaft
- 35 *Friedrich Maier: „Das Staatsschiff“ auf der Fahrt von Griechenland
über Rom nach Europa*
Zu einer Metapher als Bildungsgegenstand in Text und Bild
- 36 *Michael Daxner: Alma Mater Restituta oder
Eine Universität für die Hauptstadt*
- 37 *Konrad H. Jarausch: Die Vertreibung der jüdischen Studenten und
Professoren von der Berliner Universität unter dem NS-Regime*
- 38 *Detlef Krauß: Schuld im Strafrecht*
Zurechnung der Tat oder Abrechnung mit dem Täter?
- 39 *Herbert Kitschelt: Rationale Verfassungswahl?*
Zum Design von Regierungssystemen in neuen Konkurrenzdemokratien
- 40 *Werner Röcke: Liebe und Melancholie*
Formen sozialer Kommunikation in der 'Historie von Florio und Blanscheflur'
- 41 *Hubert Markl: Wohin geht die Biologie?*
- 42 *Hans Bertram: Die Stadt, das Individuum und
das Verschwinden der Familie*
- 43 *Dieter Segert: Diktatur und Demokratie in Osteuropa
im 20. Jahrhundert*
- 44 *Klaus R. Scherpe: Beschreiben, nicht Erzählen!*
Beispiele zu einer ästhetischen Opposition: Von Döblin und Musil bis
zu Darstellungen des Holocaust
- 45 *Bernd Wegener: Soziale Gerechtigkeitsforschung:
Normativ oder deskriptiv?*
- 46 *Horst Wenzel: Hören und Sehen - Schrift und Bild*
Zur mittelalterlichen Vorgeschichte audiovisueller Medien
- 47 *Hans-Peter Schwintowski: Verteilungsdefizite durch Recht
auf globalisierten Märkten*
Grundstrukturen einer Nutzentheorie des Rechts

- 48 *Helmut Wiesenthal*: **Die Krise holistischer Politikansätze und das Projekt der gesteuerten Systemtransformation**
- 49 *Rainer Dietrich*: **Wahrscheinlich regelhaft. Gedanken zur Natur der inneren Sprachverarbeitung**
- 50 *Bernd Henningsen*: **Der Norden: Eine Erfindung**
Das europäische Projekt einer regionalen Identität
- 51 *Michael C. Burda*: **Ist das Maß halb leer, halb voll oder einfach voll?**
Die volkswirtschaftlichen Perspektiven der neuen Bundesländer
- 52 *Volker Neumann*: **Menschenwürde und Existenzminimum**
- 53 *Wolfgang Iser*: **Das Großbritannien-Zentrum in kulturwissenschaftlicher Sicht**
Vortrag anlässlich der Eröffnung des Großbritannien-Zentrums an der Humboldt-Universität zu Berlin
- 54 *Ulrich Battis*: **Demokratie als Bauherrin**
- 55 *Johannes Hager*: **Grundrechte im Privatrecht**
- 56 *Johannes Christes*: **Cicero und der römische Humanismus**
- 57 *Wolfgang Hardtwig*: **Vom Elitebewußtsein zur Massenbewegung – Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500 - 1840**
- 58 *Elard Klewitz*: **Sachunterricht zwischen Wissenschaftsorientierung und Kindbezug**
- 59 *Renate Valtin*: **Die Welt mit den Augen der Kinder betrachten**
Der Beitrag der Entwicklungstheorie Piagets zur Grundschulpädagogik
- 60 *Gerhard Werle*: **Ohne Wahrheit keine Versöhnung!**
Der südafrikanische Rechtsstaat und die Apartheid-Vergangenheit
- 61 *Bernhard Schlink*: **Rechtsstaat und revolutionäre Gerechtigkeit. Vergangenheit als Zumutung?** (Zwei Vorlesungen)
- 62 *Wiltrud Gieseke*: **Erfahrungen als behindernde und fördernde Momente im Lernprozeß Erwachsener**
- 63 *Alexander Demandt*: **Ranke unter den Weltweisen;**
Wolfgang Hardtwig: **Die Geschichtserfahrung der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichtsschreibung: Leopold von Ranke**
(Zwei Vorträge anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Leopold von Rankes)

- 64 *Axel Flessner: Deutsche Juristenausbildung*
Die kleine Reform und die europäische Perspektive
- 65 *Peter Brockmeier: Seul dans mon lit glacé – Samuel Becketts Erzählungen vom Unbehagen in der Kultur*
- 66 *Hartmut Böhme: Das Licht als Medium der Kunst.* Über Erfahrungsarmut und ästhetisches Gegenlicht in der technischen Zivilisation
- 67 *Sieglinde Ellger-Rüttgardt: Berliner Rehabilitationspädagogik: Eine pädagogische Disziplin auf der Suche nach neuer Identität*
- 68 *Christoph G. Paulus: Rechtsgeschichtliche und rechtsvergleichende Betrachtungen im Zusammenhang mit der Beweisvereitelung*
- 69 *Eberhard Schwark: Wirtschaftsordnung und Sozialstaatsprinzip*
- 70 *Rosemarie Will: Eigentumstransformation unter dem Grundgesetz*
- 71 *Achim Leschinsky: Freie Schulwahl und staatliche Steuerung*
Neue Regelungen des Übergangs an weiterführende Schulen
- 72 *Harry Dettenborn: Hang und Zwang zur sozialkognitiven Komplexitätsreduzierung: Ein Aspekt moralischer Urteilsprozesse bei Kindern und Jugendlichen*
- 73 *Inge Frohburg: Blickrichtung Psychotherapie: Potenzen – Realitäten – Folgerungen*
- 74 *Johann Adrian: Patentrecht im Spannungsfeld von Innovationsschutz und Allgemeininteresse*
- 75 *Monika Doherty: Verständigung trotz allem. Probleme aus und mit der Wissenschaft vom Übersetzen*
- 76 *Jürgen van Buer: Pädagogische Freiheit, pädagogische Freiräume und berufliche Situation von Lehrern an Wirtschaftsschulen in den neuen Bundesländern*
- 77 *Flora Veit-Wild: Karneval und Kakerlaken*
Postkolonialismus in der afrikanischen Literatur
- 78 *Jürgen Diederich: Was lernt man, wenn man nicht lernt? Etwas Didaktik „jenseits von Gut und Böse“ (Nietzsche)*
- 79 *Wolf Krötke: Was ist ‘wirklich’?*
Der notwendige Beitrag der Theologie zum Wirklichkeitsverständnis unserer Zeit

- 80 *Matthias Jerusalem: Die Entwicklung von Selbstkonzepten und ihre Bedeutung für Motivationsprozesse im Lern- und Leistungsbereich*
- 81 *Dieter Klein: Globalisierung und Fragen an die Sozialwissenschaften: Richtungsbestimmter Handlungszwang oder Anstoß zu einschneidendem Wandel ?*
- 82 *Barbara Kunzmann-Müller: Typologisch relevante Variation in der Slavia*
- 83 *Michael Parmentier: Sehen Sehen. Ein bildungstheoretischer Versuch über Chardins 'L'enfant au totou'*
- 84 *Engelbert Plassmann: Bibliotheksgeschichte und Verfassungsgeschichte*
- 85 *Ruth Tesmar: Das dritte Auge. Imagination und Einsicht*
- 86 *Ortfried Schöffter: Perspektiven erwachsenenpädagogischer Organisationsforschung*
- 87 *Kurt-Victor Selge; Reimer Hansen; Christof Gestrich: Philipp Melanchthon 1497 – 1997*
- 88 *Karla Horstmann-Hegel: Integrativer Sachunterricht – Möglichkeiten und Grenzen*
- 89 *Karin Hirdina: Belichten – Beleuchten – Erhellen. Licht in den zwanziger Jahren*
- 90 *Marion Bergk: Schreibinteraktionen: Verändertes Sprachlernen in der Grundschule*
- 91 *Christina von Braun: Architektur der Denkräume
James E. Young: Daniel Libeskind's Jewish Museum in Berlin:
The Uncanny Art of Memorial Architecture
Daniel Libeskind: Beyond the Wall
Drei Vorträge*
- 92 *Christina von Braun: Warum Gender-Studies?*
- 93 *Ernst Vogt; Axel Horstmann: August Boeckh (1785 – 1867). Leben und Werk
Zwei Vorträge*
- 94 *Engelbert Plassmann: Eine „Reichsbibliothek“?*
- 95 *Renate Reschke: Die Asymmetrie des Ästhetischen
Asymmetrie als Denkfigur historisch-ästhetischer Dimension*